

Georg Fertig

Demographische Autoregulation in vorindustriellen Bevölkerungen

Wer über demographische Regulation spricht, hat es mit einem alten Thema zu tun, weit älter als alle Theorien demographischer Übergänge, und älter auch als deren Gegenstand, der zeitlich ja meist etwa im 19. Jahrhundert verortet wird. Schon 1668 spekulierte der Kameralwissenschaftler Johann Joachim Becher, „so erforderts auch (...) gantze geheime Handgriff / die Nahrung nach den leuten / und die Leute nach der Nahrung (zu) proportioniren“ (S. 33). Nach Wegen zu suchen, wie sich ein Ausgleich zwischen den Bedürfnissen der Bevölkerung und den Kapazitäten der Wirtschaft herstellen läßt, hierin liegt noch heute eine zentrale selbstgestellte Aufgabe der Bevölkerungswissenschaft. Nur haben sich seit Bechers Zeiten die Vorstellungen davon gewandelt, welche Wege es denn sind, die einen solchen Ausgleich ermöglichen. Mit Bechers „geheimen Handgriffen“ waren Manipulationen einer wohlmeinenden policeystaatlichen Obrigkeit gemeint, über deren genauen Charakter der als Projektmacher berüchtigte Autor selbst wenig mehr angeben konnte, als daß man Zünfte und Bauernschaften eben streng überwachen müsse. Mit Selbst-Regulation hingegen sind gerade solche Mechanismen angesprochen, die die einzelnen policeystaatlichen „geheimen Handgriffe“ überflüssig machen, weil Bevölkerung und Wirtschaft – vielleicht nicht weniger phantastisch – als ein sich selbst im Gleichgewicht haltendes System konzipiert werden.

Im vorindustriellen Kontext werden in der historisch-demographischen Forschung vor allem zwei Typen von Gleichgewichtsmodellen diskutiert, die mit den Namen Süßmilch und Malthus verbunden sind. Im Bereich der Wirtschaftsgeschichte und ökonomischen Demographie gewinnen dagegen seit längerer Zeit Argumente an Boden, die die Steuerungsbedürftigkeit demographischen Wachstums generell in Frage stellen (klassisch: Boserup 1965). Im folgenden werde ich mich darauf beschränken, das erstere, süßmilchianische Regelsystem zu diskutieren, dessen Geltung für das vorindustrielle

Kontinentaleuropa vielfach behauptet worden ist. Konkret soll gefragt werden: mit welchen Mitteln das erstrebte „Gleichgewicht“ dem Modell zufolge erreicht werden soll; was eigentlich die Metapher „Gleichgewicht“ meint, was also durch den jeweiligen demo-ökonomischen Mechanismus erreicht und was nicht erreicht werden soll; ob das Modell überhaupt funktionieren kann, ob also das gegebene Ziel sich mit den gegebenen Mitteln erreichen läßt; welche Kontexte und Quellen (auch jenseits der Auswertung von Kirchenbüchern) es zu berücksichtigen gilt; welche Ergebnisse sich in der neueren Forschung abzeichnen und welche Methoden (auch jenseits der Berechnung einzelner rein-demographischer Indizes für ganze Populationen) man einsetzen kann, um zu modelladäquaten Aussagen zu gelangen.

Das Stellenprinzip.

Das klassische, zumindest in der deutschen Forschung immer noch dominierende Gleichgewichtsmodell geht auf Johann Peter Süßmilch zurück und behauptet eine Bindung der Heiratsmöglichkeiten an als abzählbar gedachte, in der Regel im Erbgang übertragene „Stellen“. Die Kameralisten Justi (1760: Bd. 1, S. 177 und 247-263) und Pfeiffer dehnten den Stellenbegriff auf jede Ernährungsmöglichkeit aus. Sie verstanden den Begriff so, als seien „Stellen“ letztlich vom Staat geschaffen, ähnlich wie Beamtenstellen. Im 20. Jahrhundert ist das auf einer abzählbaren Stellenzahl beruhende Gleichgewichtsmodell vor allem in der NS-Zeit von Gunther Ipsen und Gerhard Mackenroth sowie in der Bundesrepublik von Ipsens direkten und indirekten Schülern – darunter so bekannte Namen wie Conze, Köllmann und Marschalck – vertreten und neuformuliert worden. Es bildet den impliziten Hintergrund des von Medick (1977) konzipierten demographischen Modells der Protoindustrialisierung und wird auch im einschlägigen Band der *Enzyklopädie deutscher Geschichte* als gültig vorausgesetzt (Pfister 1994: 24-28). Vergleichbare Konzepte haben in der französischen (Dupâquier) sowie – allerdings nur auf kontinentale, nicht-englische Verhältnisse bezogen – in der englischen Forschung (Schofield)

weite Verbreitung gefunden. Allerdings ist das Modell auch scharf kritisiert worden (Lee 1978; Ehmer 1991: 64-67).

Wie funktioniert der „Stellenmechanismus“?

Das Grundkonzept ist simpel: In jedem Dorf kann es nur eine bestimmte, maximale Zahl an Bauernhöfen (oder anderen Betrieben, die zugleich Haushaltungen darstellen) geben. Solange diese Zahl nicht erreicht ist, können Heiratswillige weitere Höfe anlegen; danach aber können neue Haushalte nur dann gegründet werden, wenn zuvor eine „Stelle“ freigeworden ist. Wichtig für das Funktionieren des Systems ist: (a) Es gibt keine Reproduktion außerhalb der Ehe; (b) es gibt keine Ehe für die Nichtbesitzer einer „Stelle“, diese werden vielmehr sozial „sterilisiert“ (Mackenroth 1953: 418-419), (c) es ist eindeutig festgelegt, wieviele „Stellen“ überhaupt vorhanden sind. Unklar bzw. widersprüchlich erscheint, wie der „Stellenmechanismus“ durchgesetzt werden soll: Bei Süßmilch und z.T. noch bei Ipsen liegt die Pointe gerade in der sozialstrukturell bedingten Überflüssigkeit bremsender obrigkeitlicher Eingriffe, bei Mackenroth und in der deutschen Nachkriegssozialgeschichte wird die „vorindustrielle Bevölkerungsweise“ dagegen als ein „obrigkeitlich durchsetzbare(s) und mit starken Sanktionsmöglichkeiten versehene(s) Regelsystem“ definiert (Marschalck 1984: 20). Als offen muß sodann der erkenntnistheoretische Status des Modells gelten: Mackenroth zufolge handelt es sich um einen „Idealtypus“, Josef Schmid zufolge um ein „heuristisches Konzept“ – demzufolge käme es auf seine Nähe zu realen, empirisch vorfindbaren Zuständen gar nicht weiter an, wir hätten es vielmehr mit einem überspitzenden Gedankenexperiment ähnlich den bekannten Robinsonaden der Ökonomie zu tun. Andererseits ist von der „vorindustriellen Bevölkerungsweise“, von der (gar „eisernen“) „Kette zwischen Reproduktion und Erbschaft“ (Schlumbohm 1994: 97-98; Medick 1996: 315) und vom „Stellenmechanismus“ immer wieder so gesprochen worden, als seien traditionelle Gesellschaften so tatsächlich adäquat beschreibbar, als komme dem Idealtypus empirische Geltung zu. Hier wird man sich entscheiden müssen.

Was soll erreicht werden?

Seit ihren Anfängen im 17. Jahrhundert schwankt die Bevölkerungswissenschaft zwischen der Wertschätzung von Stabilität und der von Bevölkerungswachstum. Kameralisten wie Becher, Süßmilch, Justi und Pfeiffer schrieben in einem bevölkerungsoptimistischen Kontext – sowohl die Bevölkerung als auch die „Nahrung“ (also die gesamte wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Staates) sollten möglichst hoch sein. Dabei sollte in kameralistischer Tradition die richtige „Proportion“ oder „Balance“ zwischen Bevölkerung und Nahrung bewahrt werden. Die Logik ist die eines Versorgungsproblems: die „Nahrung“ wird auf die staatlich geschaffenen oder überwachten „Stellen“ so verteilt, daß die Bedürfnisse der Bevölkerung gedeckt sind. Der „Deutsche Soziologe“ Ipsen bewertete das Bevölkerungswachstum ebenfalls positiv, soweit es sich um das Wachstum einer germanischen Bevölkerung ging und soweit dieses Wachstum, wie man heute sagen würde, „nachhaltig“ war, Wirtschaftswachstum also in der Form des Landesausbaus vor sich ging und in das Schaffen von „Stellen“ durch den Staat übersetzbar blieb. Dem Mainstream der bundesdeutschen Nachkriegssozialgeschichte blieb der Pronatalismus der 1930er Jahre allerdings fremd. Hier dominiert noch heute die Auffassung, in der traditionellen Gesellschaft habe eine dauerhafte Übervölkerungstendenz geherrscht. In dieser Perspektive heißt Steuern Bremsen. Stellenmechanismen werden folgerichtig vor allem in der Kritik an geschlechter- und altersindifferenten Erbpraktiken etwa in Südwestdeutschland ins Feld geführt. Schließlich erwarten Demographen, daß selbstregulative Mechanismen dafür sorgen, daß externe Veränderungen – Epidemien, aber auch klimatische Variationen oder Produktivitätsveränderungen – im Zeitverlauf ausgeglichen werden.

Innere Stimmigkeit.

Versorgen, wachsen lassen, bremsen, ausgleichen – es scheint, daß die „vorindustrielle Bevölkerungsweise“ durchaus heterogene Funktionen zu erfüllen hat. Die innere Stimmigkeit des Modells ist vor allem in Bezug auf eine dieser Funktionen bezweifelt worden. Ronald Lee hat gezeigt, daß ein „fixed hearths“-Modell nicht geeignet ist, externe Schocks abzufedern (1978). Hat sich die Haushaltszahl einmal verändert, tendiert sie dazu, auf dem neuen Niveau zu bleiben. Diese Kritik trifft allerdings auf das Stellenmodell, wie es sich in der deutschen kameralistischen Tradition ausgebildet hat, wohl nur sehr eingeschränkt zu. Zwar fehlt im kontinentalen „Nischen“-Modell, wie Wrigley/Schofield es als Kontrast zum englischen Fall darstellen (1981: 461), tatsächlich jeglicher Feedback. Variationen der ökonomischen Rahmenbedingungen (z.B. des Klimas) werden im Stellenmodell etwa Ipsens aber per definitionem in eine Erhöhung oder Verringerung der „Stellenzahl“ übersetzt – Wirtschaftswachstum ist Landesausbau –, Bestandteil des Modells sind also auch ökonomische Variationen und nicht nur die Bindung der Eheschließung an die Mortalität. Eine andere Kritikrichtung zielt auf die Neigung der deutschen bevölkerungshistorischen Traditionslinie, ihre Modelle so allgemein zu fassen, daß sie empirisch leer werden. So ist außerhalb bestimmter sozialer, arbeitsorganisatorischer und herrschaftlicher Kontexte wie der Gutsherrschaft, der Zunft oder des Beamtenapparats völlig unklar, was eine Vollstelle und was eine nicht zur Reproduktion geeignete Hilfsstelle konstituiert – Josef Ehmer spricht von einer „schlichte(n) Tautologie: Wer ledig ist, sitzt eben auf einer nicht vollwertigen Stelle“ (1991: 68).

Kontexte und Quellen.

Es dürfte bereits deutlich geworden sein, daß die süßmilchianische Form demographischer Autoregulation sich nicht auf die Selbstregulation eines isolierten demographischen Systems bezieht, das mit den Methoden der „historischen Demographie im engeren Sinne“ allein untersucht werden

könnte. Die Aussagen der süßmilchianisch-mackenrothschen Bevölkerungstheorie blieben in der Tat unüberprüfbar, würden die Forschenden sich auf die Auswertung von Kirchenbüchern und die Berechnung vitalstatistischer Meßgrößen beschränken. Selbstregulation im Sinne eines Stellenprinzips bezieht sich vielmehr auf die Allokation der für den (bäuerlichen oder handwerklichen) Betrieb notwendigen ökonomischen Faktoren (Land, Kapital und Arbeit) auf die Haushalte im Zuge des sozialen und biologischen Reproduktionsprozesses. Dabei bleibt von allen möglichen Allokationssystemen allein der Markt ausgeblendet. „Stellen“ werden transferiert und geschaffen im Rahmen des Verwandtschaftssystems (also durch Erbschaft), im Rahmen der Grundherrschaft (also durch „Bestiftung“), im Rahmen des policeystaatlichen Landesausbaus (durch Ansiedlung), im Rahmen der Kommunen und Zünfte. Die soziale Logik des „Stellenprinzips“ entspricht der des Brunnerschen „Ganzen Hauses“, das die in der modernen Mikroökonomie getrennt konstruierten Wirtschaftssubjekte Staat, Haushaltung und Unternehmung in eins setzt und ihren marktförmigen Gütertausch negiert – bis hin zum Arbeitsmarkt, der bei Brunner durch „lohnlose Familienarbeit“ ersetzt wird. Es war insofern konsequent, wenn von Medick die vor der Protoindustrialisierung liegende Stufe des vorindustriellen demo-ökonomischen Systems nicht nur unter Rückgriff auf Mackenroth konstruiert wurde, sondern auch Brunners „Ganzes Haus“ (und Chayanovs – Konsum und Arbeit innerhalb des Haushaltes balancierendes – Konzept der bäuerlichen Familienwirtschaft) massiv einbezogen wurden. Umgekehrt schlägt die seit einigen Jahren immer vernehmlicher werdende Kritik am „Ganzen Haus“ voll auf die Erklärungspotentiale der Historischen Demographie durch. Vor allem in der amerikanischen Agrar- und Sozialgeschichte setzt sich immer mehr die Erkenntnis durch, daß die Dichotomie zwischen Markt und Familie, zwischen Emotionen und materiellen Interessen künstlich und inadäquat ist (Medick/Sabean 1984).

Auch wenn im Markt ein blinder Fleck der süßmilchianischen Bevölkerungstheorie liegt, ist es doch notwendig, im demographischen Kontext auch nichtmarktförmige Ressourcenverteilungssysteme wie die Verwandtschaft, die Grundherrschaft oder den am Stellenmodell

orientierten, ökonomisch interventionistischen Staat zu untersuchen. Der Staat ist schon deswegen relevant, weil man den Stellenmechanismus auch als policyliche Leitvorstellung verstehen kann, die in der Realität auf höchst un-autoregulative Weise, nämlich mit Heiratsverboten und Abschiebungen umgesetzt wurde. Offensichtlich ist sodann der Bezug zum Erbschaftssystem, und zwar zum geschlossenen, einen einzigen männlichen Nachkommen privilegierenden Erbgang. Ein zentrales Argument für das patriarchalische „Anerbenrecht“ liegt darin, auf diese Weise ließen sich Übervölkerungsgefahren eindämmen und die über die Zahl der Elterngeneration hinaus geborenen Kinder in die vorhandenen Haushalte einbinden. Umgekehrt: Wie soll ein Stellenmechanismus funktionieren, wenn die Stellen im Erbgang ständig geteilt werden? Die tatsächliche Erbpraxis zu untersuchen ist freilich empirisch aufwendig, will man sich nicht auf den simplen Gegensatz Realteilung – Anerbenrecht beschränken. Erbschaftssysteme stehen im Kontext nicht nur des Rechts oder gar der „Erbsitte“, sondern auch des Besitzrechtes und der Siedlungsformen. Vor allem die Grundherrschaft (und damit das höchst variable Besitzrecht) ist heute als Determinante der Erbpraxis vor den Agrarreformen kaum noch umstritten. Wenn historische Demographen das Erbsystem als Regulativ untersuchen wollen, werden sie nicht nur die Geschichte der Agrarverfassung als empirisches Problem wahrnehmen, sondern auch ihre Quellenbasis in mikrohistorischer Richtung erweitern – nämlich u.a. um Haushaltlisten, Kataster, Grund- und Lagerbücher. Nur wenn bei der Rekonstitution nicht nur Tauf- und Totenbücher mit dem Ehebuch verknüpft, sondern weitere Quellen ergänzt (bzw. unter dem Gesichtspunkt des Verwandtschaftssystems neu ausgewertet) werden, können historische Demographen hier überhaupt zu problemadäquaten Aussagen gelangen – oder noch radikaler ausgedrückt: Nur eine zur Mikrogeschichte erweiterte historische Demographie wäre in der Lage, die mit dem Stellenprinzip aufgeworfenen Fragen zu beantworten.

Ergebnistendenzen und Methoden.

Auf der Suche nach dem Vollstellenmechanismus *at work* ist zunächst ein Negativergebnis zu vermelden. Es gibt die historisch-demographischen Studien einfach nicht, die demonstrieren, wie die Stellenbesitzer sich reproduzierten und die Nichtstellenbesitzer „generativ sterilisiert“ wurden, wie „nach und nach jede Lücke für die Eheschließung armer Leute geschlossen wurde“ (Pfister 1994: 31) und wie Menschen bei ihren Reproduktionsentscheidungen Besitz und Nichtbesitz der vollen „Nahrungsstelle“ konkret in ihr Kalkül einbezogen. Im Bereich der historischen Demographie „im engeren Sinne“ ist zwar die Rede von „Bevölkerungsweisen“, so auch der „agraren“ oder „vorindustriellen“, verbreitet. Ipsens und Mackenroths Theorien wird diese Redeweise nicht gerecht, denn gemeint sind in der Regel nicht funktionale Zusammenhänge von Sozialstruktur und Reproduktionsprozeß, sondern lediglich bestimmte Kombinationen übergreifender demographischer Meßgrößen. Stellenmechanismen tauchen allenfalls als ad-hoc-Erklärung für die beobachteten demographischen Durchschnittswerte auf, ohne in den untersuchten Daten selbst greifbar zu sein – das gilt nicht nur für manche durchaus wertvolle Parochialmonographie, sondern selbst für einen klassischen Text wie John Hajnals Aufsatz über das „European Marriage Pattern“ (1965). Ein ähnlicher Status ist Dupâquiers einflußreichen Überlegungen zur demographischen Autoregulation im französischen Ancien Régime zuzusprechen. Empirisch stützen sie sich auf nicht viel mehr als das insgesamt geringe Bevölkerungswachstum sowie die Konstanz der Siedlungsstrukturen im Raum, während die dahinter stehende soziale Praxis – Dupâquier spricht von nicht formulierten, aber hochverbindlichen Regeln, die unter anderem die Kohabitation zweier Paare und die Heirat ohne „Stelle“ strengstens verboten hätten – rein spekulativ bleibt (1974). Der einzige mir bekannte deutsche Autor, der den Stellenmechanismus empirisch als funktionales Kernstück der vorindustriellen Bevölkerungsweise nachzuweisen versucht hat, ist damit grandios gescheitert – der Conze-Schüler Krüger gelangte letztlich zu dem Ergebnis, wenn der eigentlich gültige Idealtyp keine Entsprechung in der Realität hatte, so sei das den zeitgenössischen Behörden vorzuwerfen (1977). Schließlich hat auch die Protoindustrialisierungsdebatte zwar viele Resultate

erbracht, herzlich wenig aber über den angeblichen Vorher-Zustand, über die im Zuge des Prozesses (wann denn genau?) gelockerten „ehernen Ketten zwischen Reproduktion und Erbschaft“.

Ganz anders sieht es aus, wenn „Balance“ nicht als Gegenstand kollektiver Strategien oder die gesamte Population umfassender und verpflichtender Mechanismen gesehen wird, sondern als Ziel individuellen Agierens im familiären Kontext. Wenn man heute die klassischen Texte aus den 1960er und 1970er Jahren liest, ist man immer wieder überrascht darüber, wie sehr die entscheidenden Prozesse damals auf der gesamtgesellschaftlichen, übergreifenden Ebene gesehen wurden – als ob ganze Gesellschaften tatsächlich Ziele verfolgen und zu diesem Zwecke mithilfe strenger Regeln ihre eigenen demographischen Durchschnittsparameter hinauf- oder hinabsetzen könnten. Wenn sich die seitherige Forschung auf einen Nenner bringen läßt, dann ist es der Spielraum, den die einzelnen Menschen in ihrem jeweiligen sozialen Kontext eben doch besaßen. Die Menschen hatten Optionen: Das gilt für die prinzipiell verfügbare Möglichkeit der Geburtenbeschränkung ebenso wie für die Option der Auswanderung in einer expandierenden, schon vor der Industrialisierung atlantisch gewordenen europäischen Welt.

Theoretisch müßte ein Regelungssystem, das auf der „Sterilisierung“ der Nichtstellenbesitzer beruht, sich in einem stark unterschiedlichen Reproduktionserfolg von Arm und Reich niederschlagen – strenggenommen sogar auf einem völligen Ausschluß der Heuerlinge, Tagelöhner und anderen Nicht-Vollstellenbesitzer von der Fortpflanzung. Daten, die diese Hypothese adäquat zu überprüfen helfen können, liegen jedoch kaum vor, vor allem weil die in der Historischen Demographie gängigen Techniken der Datenerhebung und -auswertung immer noch auf ganze Dörfer, Kohorten oder Schichten als Aggregate zielen und nicht auf das Aggregationsniveau „Haushalt“, „Paar“ oder „Individuum“. Gegenüber gängigen historisch-demographischen Verfahren ist also eine Ausweitung der Quellenbasis bei gleichzeitiger Disaggregation des Untersuchungsgegenstandes erforderlich. Beim Heiratsalter scheint immerhin ein gewisser positiver Zusammenhang zwischen Besitz und Jugend zu bestehen – allerdings nur bei den Bräuten,

was die Sache zwar demographisch effizient macht, mit der Logik von Vollstellenbesitz und Hausvatertum aber wenig zu tun hat. Eine Verbindung von zeitlicher und sozialdifferentieller Analyse hat Bernard Derouet unternommen und gezeigt, wie in einer kleinen Region zwischen Paris und der Normandie die Bauern mit ökonomischen Anstrengungen (z.B. Flächenausbau), die Tagelöhner jedoch mit demographischen Anpassungen (z.B. Fruchtbarkeitsreduktion) auf schlechte Konjunkturen reagierten (Derouet 1980). Autoregulation wäre demnach Sache der Oberschichten. Genau umgekehrt funktioniert in einem ebenfalls durch klare Schichtung gekennzeichneten norddeutschen Kontext Jürgen Schlumbohms Argumentation. Er sieht Belm als „Paradebeispiel für die“ im Stellenmodell „behauptete Nicht-Vermehrbarkeit der bäuerlichen Stellen“; gleichzeitig aber galt dort die „Kette zwischen Fortpflanzung und Erbschaft“ eben nur für die Bauern, nicht für die Eigentumslosen. Flexible Anpassungsstrategien, nicht „eiserne Ketten“ werden auch dann deutlich, wenn Formen familialer Organisation zum Forschungsgegenstand gemacht werden. Genau in dem Augenblick, als die Bevölkerung im 19. Jahrhundert wuchs und die regulativen Effekte des Stellenmechanismus eigentlich hätten zum Einsatz kommen müssen, arrangierten sich die Belmer Eltern mit ihren Kindern verstärkt auf demselben Hof und ließen damit ein funktionales Kernstück des *European Marriage Pattern*, die Neolokalitätsregel, fallen.

Ein weiterer Schritt hin zur Disaggregation ist mit der Analyse von Lebensläufen verbunden. Theoretisch gibt das Stellenmodell eine klare zeitliche Reihenfolge vor: Auf den Tod des Vaters folgt die Erbschaft, erst nach dem Erwerb der Stelle kann zur Heirat geschritten werden, nur vom Zeitpunkt der Trauung an dürfen Kinder gezeugt werden. Auch in obrigkeitlicher Perspektive scheint ein ähnlicher Ablauf gewünscht worden zu sein, wie er für das Funktionieren eines „vorindustriellen“ Gleichgewichtsmechanismus erforderlich wäre. Erst wäre ein gewisses Vermögen von den Eltern übernommen oder im Gesindedienst erworben worden, dann hätte man die Genehmigung für die Heirat und, falls sofort ein eigener Haushalt gegründet werden sollte, für die Bürgerannahme eingeholt, nach der Hochzeit die Ehe vollzogen und irgendwann das elterliche Haus verlassen, um im eigenen Haus Kinder aufzuziehen. Moderne

bevölkerungstheoretische Vorstellungen sind demgegenüber sogar noch etwas strenger: Die „Stelle“ müßte durch Hofübergabe oder Erbschaft von den Eltern erlangt werden; auch würde das Zusammenleben von verheirateten Kindern mit ihren Eltern nicht toleriert. Die Kontrolle über den Bevölkerungsprozeß liegt in solchen Modellen am wenigsten bei den heiratenden Paaren, weit eher bei den Eltern und der Obrigkeit. Tatsächlich scheint die für weite Regionen West- und Mitteleuropas typische Reihenfolge aber anders gewesen zu sein: Erst wurde sich ein Paar über die Heirat einig und schloß miteinander, wobei es auf die Meinung der Eltern in eher informeller Weise Rücksicht nahm. Der Kirchgang wurde erst danach arrangiert und zog wenn möglich die Übergabe eines gewissen Heiratsgutes, aber keiner ganzen „Stelle“ nach sich; wenn dann früher oder später auch der eigene Haushalt gegründet wurde, brachte das schließlich die Bürgerannahme durch die Gemeinde und die volle Teilhabe an den bürgerlichen Lasten mit sich. In diesem Muster liegt die Kontrolle über das Reproduktionsverhalten in erster Linie bei den Paaren selbst und allenfalls noch bei deren Eltern; Obrigkeit und Gemeinde hatten dagegen sehr geringe Möglichkeiten, Heiratsalter und -häufigkeit als „Steuerungsvariablen“ einzusetzen. Auch diese Beobachtung spricht dafür, unter demographischer Autoregulation nicht mehr die Kontrolle einer ganzen Gesellschaft durch sich selbst zu verstehen, sondern ein Ensemble von am familiären Kontext orientierten Strategien – Strategien, die von Individuen verfolgt wurden und die für die Beteiligten immer nur eine Option unter mehreren waren.

Was bleibt also übrig von den „ehernen Ketten“, vom „Stellenprinzip“ und der „agrарischen Bevölkerungsweise“? Es bleibt die Möglichkeit, im Rahmen der Familie und des weiteren Verwandtschaftssystems Ressourcen wie Arbeitszeit, Land oder Kapital so einzusetzen und Entscheidungen über Heirat, Haushaltsgründung, Geburten oder Wanderungen so zu treffen, daß das Bechersche Ziel der richtigen „Proportion“ zwar nicht auf territorialstaatlicher oder Populations-Ebene, wohl aber für die Beteiligten erreicht wird. Natürlich ist das eine andere Art von „Balance“ als die zwischen den großen verdinglichten Konstrukten

„Bevölkerung“ und „Nahrungsspielraum“ der klassischen Theoretiker. Sie würde auch nicht mehr nur mithilfe einer Art von Staffellauf zwischen den Generationen erreicht, bei dem wirtschaftlich autarke Einheiten im Ganzen übergeben werden – solche Staffelläufe fanden immer nur in einzelnen sozialen Schichten statt, während andere ihre Probleme anders lösten.

Danksagung

Ich danke Dietrich Ebeling, Franz Irsigler und den Mitgliedern des Trierer Graduiertenkollegs „Westeuropa“ für ihre Unterstützung.

Literatur

Johann Joachim Becher, *Politischer Discurs von den eigentlichen Ursachen deß Auf- und Abnehmens der Städt/Länder und Republicken (...)* (Frankfurt 1668).

Ester Boserup, *The Conditions of Agricultural Growth. The Economics of Agrarian Change under Population Pressure* (Chicago 1965).

Otto Brunner, „Das ›ganze Haus‹ und die alteuropäische ›Ökonomik‹“, in: Ders., *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte* (2. Ausgabe Göttingen 1968), S. 103–127.

Jacques Dupâquier, „L'autorégulation de la population française (XVIe-XVIII siècle)“, in: Dupâquier u.a., *Histoire de la population française* (Paris 1988), Bd. 2, S. 413-436.

Bernard Derouet, „Une démographie sociale différentielle. Clés pour un système auto-régulateur des populations rurales d'Ancien Régime“, *Annales ESC* 35 (1980), S. 3-41

Jacques Dupâquier, „La France de Louis XIV était-elle surpeuplée? Réflexions d' un historien sur répartition géographique du peuplement“, *Annales de Démographie Historique* (1974), S. 31–43.

Josef Ehmer, „Eine ›deutsche‹ Bevölkerungsgeschichte? Gunther Ipsens historisch-soziologische Bevölkerungstheorie“, *Demographische Informationen* (1992/93), S. 60-70.

Josef Ehmer, *Heiratsverhalten, Sozialstruktur, ökonomischer Wandel: England und Mitteleuropa in der Formationsperiode des Kapitalismus* (=Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 92, Göttingen 1991)

John Hajnal, „European Marriage Patterns in Perspective“, in: D. V. Glass/D. E. C. Eversley (Hg.), *Population in History* (London 1965), S. 101-143.

Johann H. von Justi, *Die Grundfeste zu der Macht und Glückseeligkeit der Staaten oder ausführliche Vorstellung der gesamten Polizey-Wissenschaft* (Königsberg 1760).

Hans-Jürgen Krüger, *Die Bevölkerung im Vest Recklinghausen vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zum Beginn der Industrialisierung* (Koblenz 1977).

Ronald Lee, „Models of Preindustrial Population Dynamics with Application to England“, in: Charles Tilly (Hg.), *Historical Studies of Changing Fertility* (Princeton 1978), S. 155-207.

Gerhard Mackenroth, *Bevölkerungslehre. Theorie, Soziologie und Statistik der Bevölkerung* (Berlin 1953).

Peter Marschalck, *Bevölkerungsgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert* (Frankfurt 1984)

Hans Medick, „Strukturen und Funktion der Bevölkerungsentwicklung im protoindustriellen System“, in: Peter Kriedte/Hans Medick/Jürgen Schlumbohm, *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus* (Göttingen 1977), S. 155-193.

Hans Medick, *Weben und Überleben in Laichingen 1650-1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte* (=Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 126, Göttingen 1996).

Hans Medick/David Sabean, „Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft: Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung“, in: Dies. (Hg.), *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung* (Göttingen 1984), S. 27-54.

Christian Pfister, *Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie 1500-1800* (=Enzyklopädie deutscher Geschichte 28, München 1994).

Josef Schmid, „Demographische Homöostase – Mythos oder heuristisches Konzept?“, in: Dietmar Petzina, Jürgen Reulecke (Hg.), *Bevölkerung, Wirtschaft, Gesellschaft seit der Industrialisierung. Festschrift für Wolfgang Köllmann zum 65. Geburtstag* (Dortmund 1990), S. 1-17.

Jürgen Schlumbohm, *Lebensläufe, Familien, Höfe. Die Bauern und Heuerleute des osnabrückischen Kirchspiels Belm in proto-industrieller Zeit, 1650–1860* (=Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 110, Göttingen 1994).

Roger Schofield, „Family structure, demographic behaviour, and economic growth“, in: John Walter/Roger Schofield (Hg.), *Famine, disease and the social order in early modern society* (Cambridge 1989), S. 279-304.

Johann Peter Süßmilch, *Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen*, Bd. 1 (4. Ausgabe Berlin 1775).

E. A. Wrigley/Roger S. Schofield, *The Population History of England 1541-1871. A Reconstruction* (London 1981).